

Das Bild der Heimat

Autor(en): **Riggisberg, Carl Siegmund v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **245 (1972)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655765>

Nutzungsbedingungen

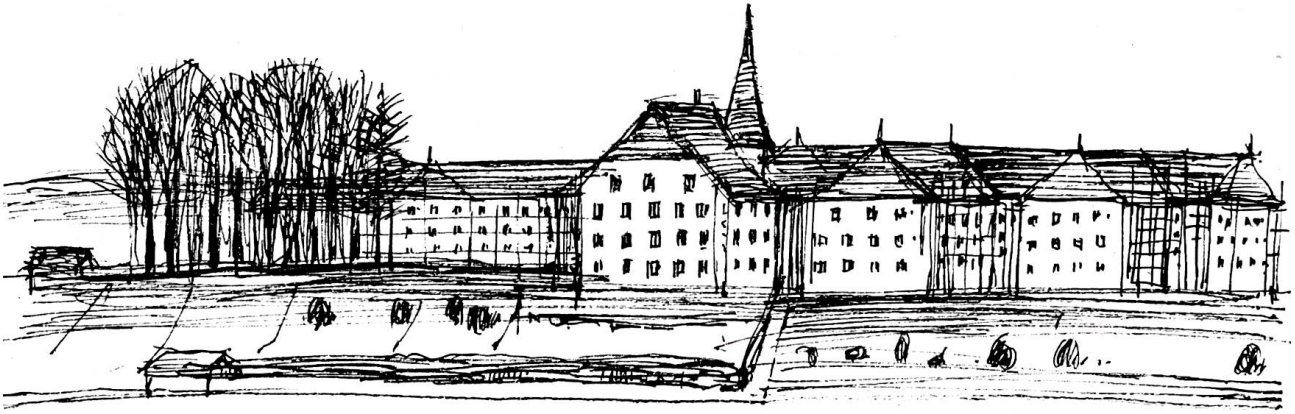
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Bild der Heimat

Illustrationen von Heiner Bauer, Bolligen

«Herein!» Die Tür des Büros öffnete sich, und ein Mann trat ein. Ein feinschädlicher Kopf mit graumeliertem Haar, eine sportliche Figur und eine gute, unauffällige Kleidung gaben dem angehenden Fünfziger eine distinguierte Erscheinung, leicht gemischt mit einer einfachen, bodenständigen Note. «Guten Tag, Herr Verwalter. Mein Name ist Könitzer. Ich war Inhaber einer Hoch- und Tiefbaufirma in Ostpreussen. Die russische Invasion hat mich um Familie und Werk gebracht. Ich bin in meine alte Heimat geflohen und suche eine Stelle. Ich habe gesehen, dass Ihre Pflgeanstalt Aushebungen für grossangelegte Neubauten macht, die Ihnen grosse, zusätzliche Arbeit bringen werden. Auf die Dauer werden Sie kaum ohne einen fachmännischen Gehilfen auskommen. Ich wäre einer solchen Stelle vollaufgewachsen und könnte sofort eintreten, wenn Sie mich brauchen könnten.»

«Setzen Sie sich, Herr Könitzer. Was Sie sagen, hat Hand und Fuss, und wenn Sie das sind, was Sie sagen, werde ich mir die Sache überlegen. Vergessen Sie aber nicht, dass die Pflgeanstalt den mittelländischen bernischen Amtsbezirken gehört und ich nicht frei schalten kann, sondern einer Kommission verantwortlich bin. So rasch würde sich die Sache nicht machen lassen, auch wenn Sie in allem entsprechen sollten.»

«Das habe ich mir auch überlegt. Da ich keine Ausweispapiere als meinen Pass gerettet habe, hätte ich bei einer offiziellen Ausschreibung sicher keine Aussicht auf Anstellung. Ich möchte Ihnen daher vorschlagen, mich auf Probe einspringen zu lassen, bis Sie sehen, ob ich bin, was Sie brauchen. Sollte selbst dann eine feste Anstellung über Ihre Vorschriften hinausgehen, bin ich mit einer provisorischen Verwendung zufrieden, die von Jahr zu Jahr bis zur Erledigung der Bauten verlängert werden könnte. Eine derartige Massnahme wird sicher in die Kompetenz fallen, die Sie dank Ihrer Verdienste bei der Anstaltskommission geniessen.»

«Was Sie mir vorschlagen, Herr Könitzer, wäre vielleicht möglich, aber es passt mir nicht. Man muss auch an später denken. Wären Sie in Ihrer Arbeit tüchtig, dann würde es mir auf die Länge peinlich, Sie nur provisorisch zu halten. Bei einem Übertritt in ein festes Anstellungsverhältnis ist aber bei uns der Eintritt in die Pensionskasse vorgeschrieben, und dieser ist bei Ihrem Alter – ich schätze Sie gegen Fünfzig – wegen zu grosser Höhe der Einkaufssumme nicht mehr zugelassen.»

«Auch daran habe ich gedacht und wäre bereit, mich aus eigenen Mitteln einzukaufen. Ich habe zwar bei meiner Flucht vor den Russen nichts gerettet, aber habe in jungen Jahren ein kleines Ver-

mögen geerbt, das ich in der Schweiz gelassen habe und das sich in der Zwischenzeit genügend vermehrt hat, um mir den Einkauf reichlich zu gestatten oder mir im Fall der Beendigung einer provisorischen Anstellung eine Rente für meine alten Tage zu erwerben. In dieser Beziehung haben Sie mir gegenüber keine rechtliche oder moralische Verpflichtung, und wie ich zu sehen glaube, sind Sie nicht ein Mann, der sich seine Handlungen vom Amtsschimmel vorschreiben lässt.»

«Halt, halt, Herr Könitzer, damit haben Sie mich noch nicht gefangen. Erzählen Sie mir jetzt einmal, was Sie in Ostpreussen gebaut haben, ob Sie mir Referenzen angeben können und wie Sie ausgerechnet hier nach Riggisberg zu mir gekommen sind.»

«Ich habe unter anderem etwa 200 Kilometer Strassen mit 10 grösseren und kleineren Brücken gebaut, kleinere Flüsse kanalisiert, drei Anstaltsbauten in ähnlichem Umfang wie hier errichtet, landwirtschaftliche Bauten für Rittergüter und anderes. Referenzen kann ich keine vorweisen, da alles von den Russen überrannt ist; ich kann Ihnen den Beweis meines Könnens einzig durch die Tat geben.

Was mich nach Riggisberg geführt hat, darüber werden Sie vielleicht lächeln. Meine Eltern stammten aus der Gegend von Rümliigen, und über meinem Kinderbett hing ein Stich ‚Le Château de Riggisberg‘, der mein Band zu der Heimat gebildet und mir den Wunsch eingegeben hat, hier eine neue Heimstatt zu suchen. Ich habe mich dann in Bern erkundigt, und alles, was ich über die Pflegeanstalt Riggisberg erfahren habe, zeigte mir, dass hier eine Lücke sei, die gerade ich ausfüllen könnte.»

«Es freut mich und ehrt Sie, dass Sie aus wirklicher Sympathie zu uns kommen wollen. Aber haben Sie sich auch überlegt, dass es sich auf keinen Fall um eine mehr als mittelmässig dotierte Stellung handeln wird, die Ihnen nach Ihrer selbständigen Unternehmertätigkeit nicht die Befriedigung bieten wird, die Sie beanspruchen können?»

«Herr Verwalter, wie ich Ihnen schon gesagt habe, bin ich finanziell so gestellt, dass ich als Alleinstehender auch in einer Durchschnittsstellung mein Auskommen finde. Und was die Befriedigung anbetrifft, suche ich sie nicht mehr in äus-

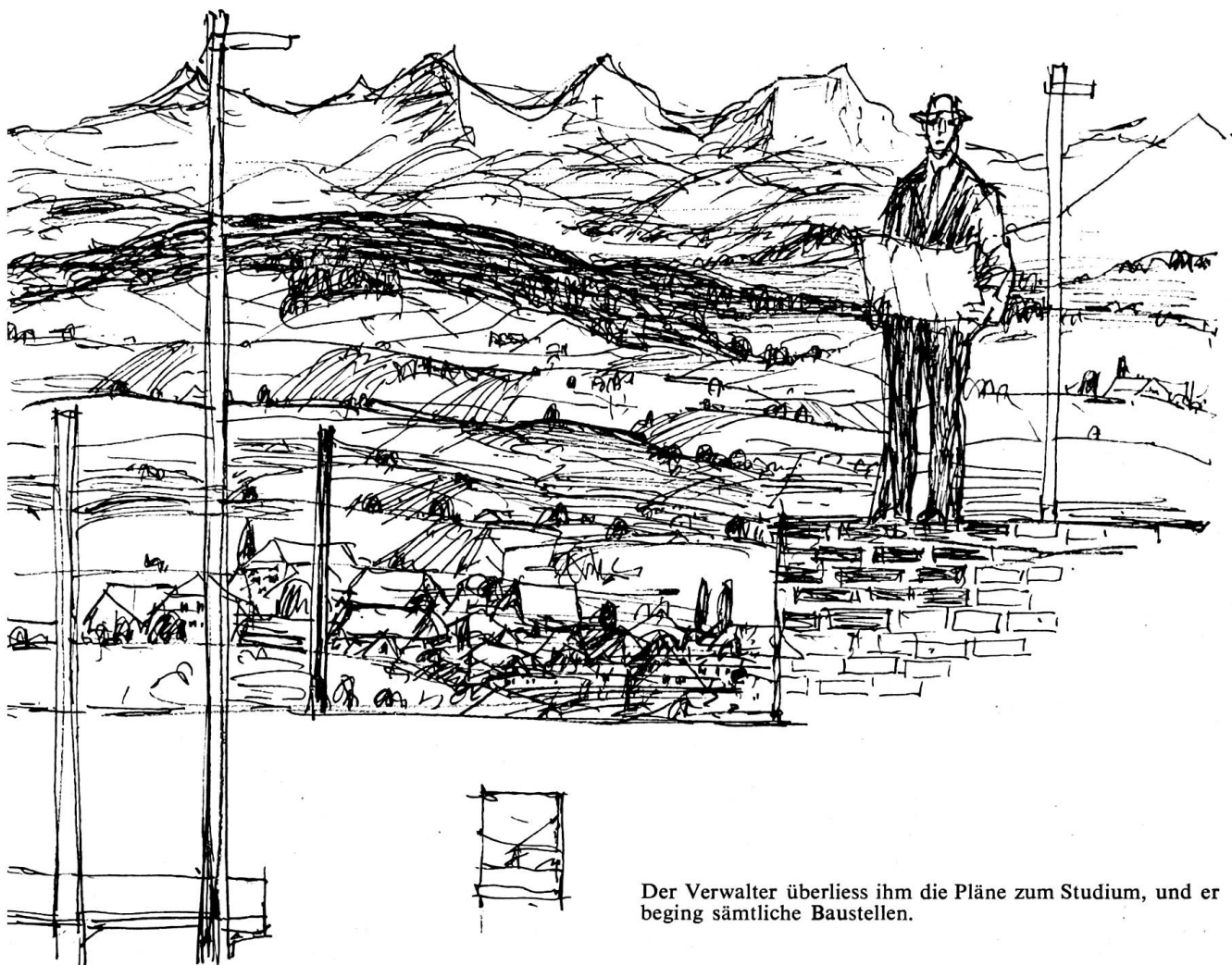
sern Erfolgen, sondern nach dem, was ich durchgemacht habe, liegt das hinter mir. Was ich heute brauche, ist Arbeit und Vergessen.»

«Nachdem, was Sie mir alles ausgeführt haben, macht es mir den Eindruck, dass Sie sich für uns eignen könnten, und menschlich bin ich bereit, Ihrem Wunsch zu entsprechen. Immerhin werden Sie begreifen, dass Ihre eventuelle Anstellung auch verwaltungsmässig fundiert werden muss, wobei ich Menschlichkeit und Verwaltung nicht in Gegensatz stellen, sondern zu einem verbunden wissen möchte. Ich will die Sache noch mit meinem Adjunkten beraten, damit er nicht den Eindruck bekommt, ich setze ihm jemand vor die Nase, sondern dass er sieht, dass er einen Mitarbeiter erhält, der sein eigenes Ressort hat, aber in vielem dankbar sein wird, von ihm Anregungen und Auskünfte zu erhalten. Dann werde ich in den nächsten Tagen unsern Kommissionspräsidenten sehen und auch mit ihm die Angelegenheit durchsprechen. Ich gebe Ihnen in einer Woche Bescheid. Wohin kann ich Ihnen meine Antwort senden?»

«Ich bin hier in der ‚Sonne‘ abgestiegen und werde solange auf Ihren Entschluss warten.»

Beim Heraustreten warf Könitzer noch einen Blick auf das schlossartige Herrschaftshaus im alten Berner Stil, vor dem sich eine freie Rasenfläche ausbreitete und die zu einem grossen Weiher mit hohem Springbrunnen führte. Dahinter leuchtete im schönsten Herbstgold ein Freilandpark, und darüber standen in ihrer ewigen Pracht die einzigartige Dreifalt von Jungfrau, Mönch und Eiger. Noch einmal blieb er stehen, um das Bild seinem innern Auge einzuprägen, dann stieg er langsam ins Dorf hinunter.

Verwalter Bauer lehnte sich in seinen Sessel zurück und liess die Besprechung nochmals kurz vor sich vorbeiziehen. Darauf ging er ins Nebenbüro zu seinem alten Adjunkten Ingold und erzählte ihm von der Bewerbung. Zu seiner Erleichterung schien Ingold recht froh über eine Hilfe zu sein, die ihm seinen Anteil an den Bauarbeiten, die ihm nicht besonders lagen, abnehmen würde; wenn er es sich schon nach alter Bernerart nicht nehmen liess, Bedenken zu äussern. «Ja, ja, eine Hülfe für diese grossen Arbeiten, die Ihnen neben dem Gewöhnlichen zuwachsen werden, wäre schon recht,



Der Verwalter überliess ihm die Pläne zum Studium, und er beging sämtliche Baustellen.

nur wird man darauf achten müssen, ob er seine Sache kann und Ihnen wirklich richtig etwas abnimmt, sonst ginge es dann nebenaus. Und wenn er gattlich ist, soll es an mir auch nicht fehlen, aber Sie haben ja ein gutes Urteil und werden ihn wohl richtig eingeschätzt haben.»

Abends vor dem Einschlafen erzählte Bauer die Begebenheit seiner Frau. In allen Fällen, wo wie hier die Intuition die entscheidende Rolle spielt, hörte er gerne ihre Meinung an, weil die Frauen auf diesem Gebiet uns Männern meist über sind, wenn wir es auch nicht immer wahrhaben wollen, sondern immer meinen, den Herrn spielen zu sollen.

«Ist das der Mann, der gegen 4 Uhr aus deinem Büro kam? Er machte mir einen feinen, aber bestimmten Eindruck, der durch eine leise Traurig-

keit beschattet war. Mit dem könntest du sicher angenehm zusammenarbeiten, und er würde dir manches abnehmen. Mir fällt geradezu ein Stein vom Herzen, wenn du für die Bauarbeiten einen guten Helfer findest und nicht immer bei Wind und Wetter auf den Baustellen herumklettern musst, wo dir der Arzt in zwei drei Jahren eine Operation gegen die Hüftarthrose in Aussicht stellt, die sich abzeichnen beginnt.»

Eine Anfrage bei der Heimatgemeinde Rümli gen ergab, dass Grossvater Könitzer als Melker nach Ostpreussen ausgezogen sei und dass sein Sohn es zum Verwalter des betreffenden Gutes gebracht habe. Dessen Sohn sei Bauingenieur geworden und habe eine eigene Firma gegründet. Nachteiliges sei nicht bekannt. Im übrigen besitze

die Familie in Rümli gen oder anderswo keine Verwandten mehr.

Auch die Besprechung mit dem Kommissionspräsidenten verlief befriedigend, und besonders schien dem Präsidenten eine Entlastung des Verwalters bei den anstrengenden Kontrollen auf den Baustellen erwünscht. Trotz des guten Eindrucks, den Bauer von dem Bewerber hatte, wollte er jedoch vorläufig nicht über ein Provisorium hinausgehen angesichts des Mangels an nähern Unterlagen.

So erhielt Könitzer noch vor Ende der Woche zusagenden Bericht und trat seine Stelle an. Zu seiner Freude wurde ihm ein Zimmer im Schloss angewiesen, da dieser Zentralbau für die Verwaltung und die Angestellten vorgesehen war, während die Pfleglinge in den neuerdings nicht mehr genügenden Anbauten an das Herrschaftshaus untergebracht waren, welche nun durch einen grossen Halbkreis von Neubauten teils ergänzt, teils ersetzt werden sollten.

Das Zimmer schaute auf den Park hinaus, und als Könitzer auf den Weiher mit dem Springbrunnen blickte, sah er das geliebte Heimatbild aus der Jugend vor sich, und eine Träne der Freude trat in seine Augen.

Am nächsten Tag erklärte ihm Bauer die Gesamtkonzeption der Bauten und überliess ihm die Pläne zum Studium. Darauf beging er mit ihm sämtliche Baustellen, stellte ihn dem bauleitenden Architekten und den verschiedenen Unternehmern vor und liess ihn dann selbständig arbeiten.

Schon bald hatte er den Eindruck, dass der neue Angestellte fachlich seinen Mann stellte. Wenn er selbstverständlicherweise sich öfters über die besonderen Wünsche des Pflegepersonals erkundigen musste, brachte er seinerseits bald Anregungen, die zeigten, dass er seine eigenen Überlegungen machte und die Anregungen des Personals zwar berücksichtigte, aber nicht mit geschlossenen Augen ausführte.

Auch der bauleitende Architekt äusserte sich bald einmal gegenüber Bauer, dass der Mann recht sei, geduldig und höflich, aber fest gegenüber den Unternehmern, nichts Unmögliches verlange, aber bestimmt auf der vorgesehenen Ausführung und der Einhaltung der Termine bestehe.

So lebte sich Könitzer mehr und mehr in sein

Amt ein, und Bauer konnte eines Tages feststellen, dass nicht mehr wie früher eine Reihe von Schwierigkeiten an ihn herantrat, sondern dass diese erst gemeldet wurden, wenn sie überwunden waren oder wenigstens der Weg zu ihrer Erledigung gefunden war.

Eines Tages überraschte ihn Könitzer mit einer Kritik über die Gesamtkonzeption. «Sehen Sie, Herr Bauer, die Konzeption ist grosszügig, aber nicht vollständig. Wir bauen jetzt die Anstalt in einem grossen Halbkreis um das alte Herrschaftshaus herum, das für die Verwaltung reserviert ist. Im Lauf der Jahrzehnte sind aber eine Anzahl Anbauten gemacht worden, die nach Fertigstellung des Ganzen überflüssig werden. Man sollte in diesem Zeitpunkt in einer zweiten Bauetappe das Schloss von den spätern Anhängseln befreien, wobei es gleichzeitig im Innern erneuert und unter Erhaltung der Stilreinheit viel rationeller den Anforderungen der Verwaltung angepasst werden könnte.»

«Sie sprechen da einen Gedanken aus, den ich schon lange hege und auch schon mit dem Architekten besprochen habe. Nur die Zeit fehlte mir bisher, diesen meinen Lieblingsgedanken auszuarbeiten, der nicht nur ein Wunsch ist, das alte Schloss zu erhalten, sondern sich zum Glück auch rationell und organisatorisch vorteilhaft auswirken wird. Arbeiten Sie mit dem Architekten zusammen den Vorschlag aus, und lassen Sie die Kosten berechnen, dass wir der Anstaltskommission Bericht und Antrag stellen können.»

Als Könitzer nach einer ersten Ausarbeitung der Vorschläge, für die er sich auch mit der zuständigen Stelle für Altertümer in Verbindung gesetzt hatte, mit Bauer und dem Architekten alle Räume des Schlosses beging und die drei zusammen die Anträge erläuterten und festlegten, bemerkte er im Keller: «Hier sollten wir eine Inschrift vorsehen, dass in dem Hunger- und Katastrophenjahr 1817 das ganze Parterre voll Typhuskranke war und sich alle Bewohner mit der Schlossherrschaft auf eine Mehlsuppe morgens und abends beschränken mussten. Eine solche Pflege für Todkranke kann man sich heute kaum mehr vorstellen.»

«Woher kennen Sie solche Berichte, von denen ich noch nie gehört habe?»



Ende Sommer wurde er bettlägerig, und an einem schönen Herbsttag bat er, man möge sein Bett ans Fenster schieben.

«Aus einer alten Familienchronik, die ich aufgestöbert habe. Wenn ich gelegentlich nach Bern komme, gehe ich in Bibliotheken und Antiquariaten allem nach, was ich über Riggisberg finde. Es ist mir übrigens auch gelungen, ein Exemplar des alten Stichs aufzufinden, den ich vor der Katastrophe besass. Er hängt heute in meinem Zimmer.»

«Dieser Könitzer ist wirklich in seine Aufgabe hineingewachsen. Er denkt und lebt nur für Riggisberg, wie wenn es sein Eigentum wäre», äusserte sich Bauer zu seiner Frau. «Bisher glaubte ich, er versenke sich nur so in seine Aufgabe, um vergessen zu können. Heute möchte ich meinen, dass ihm aus Liebe zu Riggisberg ständig neue

Kräfte wachsen. Er denkt wirklich an alles.» Auch mit den bodenständigen Bauern im Dorf verstand sich Könitzer gut, wenn er auch bei aller Vertraulichkeit stets eine gewisse Zurückhaltung bewahrte. Er konnte ihnen allerlei Einzelheiten aus alter Zeit über ihre Höfe und über frühere Bräuche erzählen. Dem Lengacher berichtete er, wie sein Urgrossvater nach dem schlechten Jahr 1817 vom Schlossherrn Carl von Riggisberg Geld ausgeliehen habe für fünf Jahre ohne Zins. Als die fünf Jahre um waren und Lengacher den Schuldbrief in der Truhe und den Termin übersehen hatte, spazierte Carl eines Morgens vor dem Frühstück an Lengachers Hof vorbei, blieb längere Zeit stehen und schaute sich das behäbige Haus mit den schönen Geranien von oben bis unten an. So trieb er es weiter Tag für Tag, bis ihn nach zwei Wochen Lengacher fragte, was er an dem Haus sehe. Darauf Carl: «Ich habe dich nur mahnen wollen.»

In gelegentlichen Gesprächen mit dem alten Ingold, der ihn nach langer Prüfung anerkannt hatte, oder mit Bauer äusserte Könitzer oft unaufdringliche Anregungen für den Gutsbetrieb, die bewiesen, wie sehr er sich auch dort hineingedacht hatte.

An den Abenden der schönen Jahreszeiten spazierte er durch Park und Felder oder sass an seinem Fenster und liess den Blick über Rasenfläche, Weiher, Park und Berge schweifen. Wer ihm ins Auge hätte blicken können, hätte gesehen, wie er in der Landschaft aufging.

Die Zeiten folgten sich, und das Schicksal brachte gute und schlechte Jahre, ohne die Menschen zu fragen. Könitzer hatte noch die Freude, nicht nur die Anstaltsbauten fertig zu sehen, sondern auch die Restauration des Schlosses zu erleben, die nach Bauers und seinen Gedanken durchgeführt worden war. Nach der Vollendung dieser Arbeiten hatte er die Stelle des verstorbenen Ingold übernommen und war so recht das Herz der Anstalt geworden. Aber langsam fingen dann seine Kräfte an zu versagen. «Kein Wunder» sagte er zum Arzt, «ich habe beim Russeneinbruch und der nachfolgenden Flucht mehr als genug durchmachen müssen.»

Noch spazierte er bei schönem Wetter mit den Verwalterkindern, die ihn wie einen Grossvater betrachteten, im Park oder sass am Fenster und

blickte auf das vertraute Bild. Ende Sommers wurde er bettlägerig, und an einem schönen Herbsttag bat er, man möge sein Bett ans Fenster schieben. Noch schaute er sich am Sonnenuntergang satt und schlief dann ruhig ein.

In seinem Schreibtisch fand Verwalter Bauer ein Schriftstück

Beichte und letzter Wille.

«Am Ende meines Lebens, das mir viel Schweres, aber auch soviel Schönes gebracht hat, dass für mein Gefühl die Waage im Gleichgewicht steht, habe ich ein Vergehen zu bekennen, das aber niemandem einen Nachteil gebracht hat und deshalb wohl nicht zuviel ins Gewicht fallen sollte, wenn man meiner gedenkt. Ich hiess nicht Könitzer, sondern Riggisberg und war der letzte Nachkomme der frühern Schlossherren. Mein Vater war nach altbernischer Tradition in fremden Kriegsdienst getreten und starb als Hauptmann im deutschen Heer am Chemin des Dames in Frankreich. Ich bin froh für ihn, dass er die Wirren der Nachkriegszeit und die Herrschaft des Nationalsozialismus nicht erleben musste, die für seine Lebensauffassung nicht tragbar gewesen wären. Meine Mutter folgte ihm bald im Tode nach. Ich hatte dem überholten Fremddienst nicht folgen wollen und Ingenieur studiert. Nach meinen Lehr- und Anfangsjahren trat ich als Teilhaber in das Büro meines Freundes Könitzer ein, der wie ich der letzte Nachkomme einer Berner Familie in Ostpreussen war. Unser Geschäft war erfolgreich; wir heirateten beide, bauten zusammen ein Zweifamilienhaus, und unsere Kinder gingen zusammen in die Schule. Dann kam der Krieg und am Ende der Russeneinbruch. In wenigen Stunden verloren wir bei einem überraschenden Fliegerangriff alles, unsere Familien, unsere Häuser, unser Geschäft. Ohne etwas anderes, als was wir in den Taschen hatten – glücklicherweise waren unsere Pässe dabei – mussten wir uns auf die Flucht machen. Ich will die Tage nicht schildern, sondern nur erwähnen, dass wir bis Dresden kamen und dort in das grässlichste Luftbombardement des ganzen Krieges gerieten. Der Luftschutzbunker, in den wir geflohen waren, wurde verschüttet und Könitzer von den Trümmern erschlagen. Ohne im Moment zu wissen, was ich tat,

nahm ich seinen Pass an mich und setzte allein die Flucht fort. Als ich endlich an die Schweizer Grenze gelangte, traf ich die Amerikaner und konnte dank meines Passes ungehindert in die Schweiz übertreten. Wie ich erst nachher bemerkte, hatte ich Könitzers Pass vorgewiesen, während ich den meinigen unmittelbar auf dem Leib trug.

In der Schweiz hatte ich aus meiner Erbschaft ein gewisses Kapital zur Verfügung. Als ich wieder aufatmen konnte und etwas aufgefüttert war, fing ich an zu überlegen, was ich anfangen sollte. Wie ein Endziel trat vor mein Auge das Bild des Schlosses Riggisberg, das nicht über dem Bett des kleinen Könitzer, sondern über dem meinigen gegangen hatte. Nachdem ich alles verloren hatte, wollte ich in meine angestammte Heimat zurück. Ich fing an, mich über Riggisberg zu erkundigen, und hatte das Gefühl, dort vielleicht eine Existenzmöglichkeit zu finden. Doch sagte ich mir, mit meinem wahren Namen würden sich mir naturgemäss Schwierigkeiten in den Weg stellen, und so entschloss ich mich, mit dem zweiten Pass als Könitzer aufzutreten. Wir beide sahen einander in bezug auf die Passbeschreibung ähnlich und waren beide die letzten einer Familie und ohne Bekannte in der Schweiz. So habe ich in Riggisberg mein zweites Leben als Könitzer angetreten. Ich habe versucht, der Heimat meiner Vorfahren mein Bestes zu geben, und ich hoffe, es sei mir gelungen. Ich glaube, zufolge der jahrhundertelangen Tradition der Familie schlummerten in mir die Eigenschaften, die es brauchte, um solch ein Gut zu betreuen – wenn auch in niedriger Stellung –, und tatsächlich brauchte ich stets nur der innern Stimme zu folgen, um den rechten Weg zu finden. So bin ich zielbewusst und doch wie ein Nachtwandler den Weg meiner letzten Lebensjahre gegangen und habe auf dem Heimatboden, der der Traum meiner Kindheit war, ein stilles Glück gefunden, das die frühern schweren

Jahre auszugleichen vermochte. Ich danke allen, mit denen ich hier zusammenarbeiten durfte.

Der Anstaltsleitung wäre ich dankbar, wenn sie mich auf meine Kosten im Park beisetzen würde unter einem einfachen Naturstein mit meinem wahren Namen. Den Rest meines Vermögens vermache ich der Pflegeanstalt Riggisberg zur Instandhaltung von Schloss und Park, soweit die Kosten über die in Zukunft verfügbaren Kredite hinausgehen sollten.

Für die Täuschung, die ich mit der Führung eines vorgespiegelten Namens in die Welt gesetzt habe, bitte ich alle, die es betraf, um Entschuldigung.

Riggisberg, den ...

Carl Siegmund v. Riggisberg»

R. v. S.



Schloss Riggisberg
nach Abschluss der Renovationsarbeiten 1970
Photo Fritz Lörtscher, Bern